

# Der Erste Weltkrieg - ein lange in Deutschland vergessener Krieg

Karl H. Schneider

## Einleitung

*„Juli 1914!*

*Brennend heiß liegt die Sonne auf den Feldern. So eigenartig schwül ist die Luft! Die Herzen so bang! Sie fühlen, es naht etwas Schweres. Es ist nicht die Angst der Natur vor tobenden Blitzern und Donnern. Nein, es ist etwas Unnennbares, unfassbares, aber Fürchterliches, doppelt fürchterlich, weil es eben so ungewiss ist. Man hatte es ja so oft gehört, wenn der Pastor des Sonntags in der Kirche gebetet hatte: »Vor Krieg und Blutvergießen bewahr uns lieber Herre Gott. Wie oft hatte man im Unterricht selbst von Krieg und Kriegsgeschrei gesprochen und erzählt, und wie mühelos war das Wort »Krieg« über unsere Lippen geglitten. Es war ja ein Schall gewesen, ein Begriff ohne Inhalt. Heute kennen wir, was dies Wort in sich birgt, und es will fast scheinen, als wäre es mehr Weinen und Klagen, mehr Jammern und Stöhnen als stolzes Triumphieren und Siegerfreude.“*

Diese Worte fassen recht gut das zusammen, was wir heute mit August-Erlebnis bezeichnen würden, also jenen Zustand, den im Hochsommer 1914 große Teile der deutschen Bevölkerung getroffen hat. Es war allerdings nicht jene rauschhafte Begeisterung, die uns in anderen Texten entgegen schlägt, nicht jubelnde junge Männer mit ihren hellen Strohhüten in den Hände, sondern ruhige, ja niedergeschlagene, verunsicherte Männer, Frauen und wohl auch Kinder. Insbesondere die Landbevölkerung kannte keine Kriegsbegeisterung, sondern blickte eher mit Sorge und Unverständnis auf den sich bedrohlich nähernden Krieg. Rat- und Hilflosigkeit prägten die Verhältnisse:

*„Die Arbeit blieb liegen im Haus und auf den Feldern, es fehlt die innere Ruhe dazu. Aber überall sah man Gruppen aufgeregter Menschen, das Gespräch war und blieb der Krieg. Eine ganze Woche währte dieser unsichere fürchterliche Zustand. Die tollsten Gerüchte durchschwirten die Luft, Gerüchte von Spionen, von russischen Geldtransporten (...), von Brückensprengungen.“*

Auch diese Berichte von einer zuweilen absurden Jagd auf Spione machten damals

überall in Deutschland, aber auch in England die Runde. Sie spiegeln die Verwirrung ebenso wieder wie das Bedürfnis zum Handeln, auch wenn dies in der Verfolgung Unschuldiger enden mochte. Das Besondere an unserem Text ist, das er einer nahezu banalen Quelle entstammt, einer Quelle, die für die allgemeine Geschichtsschreibung gern übersehen wird, einer Schulchronik. Preußische Lehrer waren prinzipiell zum Führen einer Schulchronik verpflichtet, allerdings wurden diese Chroniken nicht kontinuierlich gepflegt, sondern in Abständen erstellt und überarbeitet. Unser Text ist vermutlich in den 1920er Jahren geschrieben worden.<sup>1</sup> Dennoch spiegelt er die Unsicherheit dieser Augusttage wohl treffend wider. Die Landbevölkerung jedenfalls schloß sich nicht dem Jubel junger Berliner an. Die Reaktionen waren gleichvielfältig und schwankend. Und viel spricht dafür, dass die Entscheidung für den Krieg dann auch auf dem Dorf eine neue Form der Entschlossenheit auslöste, zumindest bei den jungen Männern. In unserer Schulchronik heißt das so:

*„Dann fiel die Entscheidung: Krieg. Selbst das vor schon eine Erlösung! Und nun kam mit einem Schlage so etwas wie ein Rausch über die Menschen. Jetzt war das Unfassbare da, nun hieß es festbleiben. Der alte soldatische Geist der Deutschen kam zum Durchbruch. (...) ›Lasst sie kommen die Franzosen, ach, der Krieg dauert nicht lange. Weihnachten sind wir längst daheim. Vater, Mutter, sorgt euch nicht. Einige Wochen Krieg, dann haben wir gesiegt, dann kommen wir wieder!‹ Das war die landläufige Ansicht.“*

Wir haben hier alle, inzwischen aus der Forschung bekannten Aspekte dieser seltsamen Wochen um den 1. August 1914 herum – aufgeschrieben von einem Schulmeister vor ca. 90 Jahren!

Unser Autor aus dem kleinen Heidedorf schreibt dann noch Sätze, die ich für besonders bemerkenswert halte:

*„Und spielen auch Einzelschicksale nicht die geringste Rolle in dem großen Geschehen, man darf nicht vergessen, dass es doch Menschen, Denkende und fühlende Menschen mit Herz und Seele sind, die jedes Einzelschicksal erleben und tragen müssen. Und dann sieht es schon anders aus. Und wenn ich heute jene furchtbaren Jahre überdenke, dann möchte ich ausrufen: Weh denen, die das Ungeheuer Krieg über die Menschheit herauf beschwören, wehe ihnen, es wäre*

---

<sup>1</sup> Autor müßte der Lehrer Heinrich Hinrichs sein: [http://www.sudenburg-damals.de/html/hosseringen\\_einw\\_.html](http://www.sudenburg-damals.de/html/hosseringen_einw_.html) mit einer Aufstellung der Einwohner 1913; der Autor der Schulchronik war offenbar 1912 nach Hösseringen gekommen.

*besser, es würde ein Mühlstein an ihren Hals gehängt und sie würden ersäuft im Meer.“*

Diese Beobachtung führt zu der Frage, welche Erkenntnisse des Krieges aus regionalen Zeugnissen gewonnen werden können. Bilden Sie nur die Folie oder die regionale Ergänzung zu allgemeinen Erkenntnissen – oder helfen sie dabei, uns zu zentralen Aspekten des Ersten Weltkrieges neue wichtige Erkenntnisse zu liefern? Oder anders formuliert: Wenn wir die lokale, regionale und individuelle Seite dieses Krieges näher untersuchen, stoßen wir dann nicht sogar zum Kern dieses Krieges vor?

Um diese Frage genauer beantworten zu können, müssen wir uns zunächst mit der bisherigen Forschung zum Krieg auseinander setzen und zwar unter dem Aspekt, weshalb dieser Krieg in Deutschland vermeintlich so lange wenig beachtet wurde – wobei dies relativ ist, denn die Forschung hat sich kontinuierlich mit diesem Krieg auseinander gesetzt.

## Die Kriegsschuldproblematik

Es gibt genau genommen einen entscheidenden Grund, weshalb das Thema Erster Weltkrieg in Deutschland jahrelang wenig öffentliche Beachtung gefunden hat und dies ist die deutsche Niederlage samt des Umgangs der Alliierten und der Deutschen mit ihr. Die Deutschen kapitulierten nicht nur im Herbst 1918, sondern ihnen wurde ihm Art. 231 des Versailler Friedensvertrags die alleinige Schuld für diesen Krieg, der Europa so nachhaltig verändert wird, wie nur wenige Kriege zuvor, zugewiesen. Der deutsche Text dieses Artikels lautet übrigens:

*„Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.“*

Hier ist also noch nicht von Schuld die Rede, sondern dass die Mittelmächte „Urheber“ des Krieges waren und somit für alle Schäden aufzukommen hatten. Das wollte in Deutschland allerdings niemand hinnehmen. So wurde ein nicht unerheblicher wissenschaftlicher Aufwand betrieben, um die These zu unterstützen, dass alle kriegführenden Mächte mehr oder weniger verantwortlich für diesen Krieg waren. Diese Position hatte natürlich politische Ziele: Sie sollte auch dazu dienen, die Reparationen in

Frage zu stellen und die territoriale Größe des Reiches vor dem Krieg wieder zu gewinnen. Zugleich war es gleichsam Sache der nationalen Ehre, die sogenannte Kriegsschuld in Frage zu stellen. Das hinderte einige nicht, kritisch nach den Ursachen für die Niederlage zu suchen und insgesamt kam das Kaiserreich dabei nicht so gut weg, um es etwas zu salopp zu formulieren. Allerdings durften Grenzen nicht überschritten werden. Eine dieser Grenzen hatte der junge Historiker Eckart Kehr nicht beachtet. Kehr hatte 1927 mit einem Buch über „Schlachtfloottenbau und Parteipolitik 1894-1901“ promoviert und dabei enge Zusammenhänge zwischen Innen- und Außenpolitik nicht nur hergestellt, sondern zugleich die damals verbreitete Vorstellung vom Primat der Innenpolitik in Frage gestellt. Kehr starb 1933 in den USA an Herzversagen und wurde in Deutschland schnell vergessen.

Warum diese Geschichte? Weil sie Vorgeschichte ist für eine weitere, die allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzt. Bis in die späten 1950er Jahre galt die alte Vorstellung von der gemeinsamen Verantwortung aller Europäer für den Ersten Weltkrieg, ganz im Gegensatz zum Zweiten (der in Deutschland immer noch als ein europäischer Krieg wahrgenommen wird ...). Doch dann legte wieder eher ein Außenseiter eine Arbeit vor. 1961 erschien von dem Hamburger Historiker Fritz Fischer das Buch „Griff nach der Weltmacht“ vor, dass die bisherige Selbstgewissheit, man sei nur „hineingeschlittert“, massiv in Frage stellte. Als Quintessenz dieses Buch wird gern die folgende Passage zitiert:

*„Eine zupackende auswärtige Politik sollte den gefährdeten gesellschaftlichen Status quo zementieren helfen. Großindustrie und Junkertum, mit der von konservativem Geist erfüllten Armee und der Staatsbürokratie ideologisch und gesellschaftlich-personell verzahnt, wurden die spezifischen und verlässlichen Träger einer Staats-Idee, die Weltpolitik und nationale Machtpolitik wesentlich als Mittel betrachtete, die sozialen Spannungen durch die Stoßrichtung nach außen zu entschärfen.“ (Zitiert nach Wehler, Hans Ulrich: Das Deutsche Kaiserreich, 1871-1918, Göttingen 1983, S. 195.)*

Dieses Buch löste eine der heftigsten Debatten der deutschen Geschichtswissenschaft aus – was nun auch als Beleg dafür genommen werden kann, dass der Erste Weltkrieg keineswegs in Deutschland vergessen wurde. Allerdings – und das ist für unser Thema von Bedeutung – fokussierte gerade diese Debatte auf Aspekte, die den Krieg selbst an den Rand geraten ließen. Es ging gar nicht um den Krieg selbst, sondern um die

deutsche Politik von Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus, nicht nur um die Frage, ob das Deutsche Reich entscheidend den Kriegsausbruch 1914 provoziert hatte, sondern hier eine Politik sichtbar wurde und sich weiter entwickelte, die dann in dem Eroberungs- und Vernichtungskrieg der Nazis seinen absoluten Tiefpunkt erreichte. Es ging auch um eine Abrechnung mit einer oft unkritischen, nationalistischen Geschichtswissenschaft, die vor tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen im Kaiserreich die Augen ebenso verschlossen hatten wie vor der Tatsache eines schon 1918 praktizierten Eroberungskrieges im Osten.

Diese Debatte eignete sich damit auch als Chance für eine neue kritische Generation deutscher Historiker, die aus den nationalkonservativen Kontexten deutscher Geschichtswissenschaft ausbrechen wollte. Es ging damit eigentlich schon um etwas anderes. Wie nachhaltig dieser Sprung war, zeigt etwa ein Zitat von Volker Ullrich, nicht nur langjähriger Leiter des Ressorts „Politisches Buch“ bei der Zeit und Autor wichtiger Bücher, sondern Mitte der 1960er Jahre Assistent von Egmont Zechlin.

Ullrich zitiert 2011 in einem Artikel über die Fischer-Kontroverse eine Passage aus der Autobiografie von Walter Grab:

*„Walter Grab, der Chronist der frühen Demokratiebewegung in Deutschland, hat in seiner Autobiografie berichtet, was Fischer ihm bei seinem Antrittsbesuch als Doktorand in Hamburg Anfang der sechziger Jahre zuflüsterte: »Bitte sprechen Sie etwas leiser – im Nebenzimmer sitzt mein Kollege Zechlin und legt sein Ohr an die Wand.« Es war in der Tat eine kuriose Situation: Im neunten Stock des »Philosophenturms« auf dem Campus saßen, Zimmer an Zimmer, Fischer und Zechlin mit ihren jeweiligen Stäben und überlegten, wie sie die Kontroverse weiterdrehen könnten. Dabei herrschte zwischen den Assistenten der beiden Hamburger Ordinarien keineswegs erbitterte Feindschaft, sondern eher ein freundliches Miteinander.*

*Kaum verständlich ist mir heute, warum wir Jüngeren damals nicht gefragt haben, was unsere akademischen Väter eigentlich vor 1945 getrieben hatten. Denn die meisten der nationalkonservativen Historiker, die nun unter Führung Ritters zum Feldzug gegen Fischer bliesen, hatten sich nach 1933 mit dem Nationalsozialismus arrangiert. Das galt für Zechlin ebenso wie für den Kieler Historiker Karl Dietrich Erdmann, der mit Auszügen aus den Tagebüchern Kurt Riezlers, des Vertrauten des Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg, in die Kontroverse eingriff.“ (<http://www.zeit.de/2011/44/Fischer-Kontroverse/seite-2>)*

Was Volker Ullrich hier vergisst, ist zum einen die Tatsache, dass Ritter im Unterschied zu manchen Fachkollegen im Umfeld der Widerstandskämpfer des 20. Juli agierte (und die erste Darstellung des 20. Juli vorgelegt hat) und – dass Fritz Fischer ab 1937 Mitglied der NSDAP gewesen war. Das würde dieses schöne Märchen vom Guten, das das Böse schlägt in Frage stellen. Und so schreibt der Historiker und Publizist am Ende seines Artikels:

*„Fischers epochemachendes Werk und die Kontroverse leisteten einen kaum zu unterschätzenden Beitrag zur Liberalisierung der politischen Kultur in der Bundesrepublik. Sie schlugen eine Bresche in das bis dahin unbestrittene konservative Deutungsmonopol und stießen die Tür auf für neue, unbequeme Fragen, vor allem die nach der Kontinuität der Eliten zwischen Kaiserreich und »Drittem Reich«. Eine jüngere Historikergeneration, die seit den siebziger Jahren Sozialgeschichte auf ihr Panier schrieb, hat sich davon inspirieren lassen. Aber auch mich hat Griff nach der Weltmacht so beeinflusst wie kein anderes historisches Werk. Noch heute empfinde ich uneingeschränkte Bewunderung für die Courage, mit der Fritz Fischer der historischen Wahrheit eine Gasse gebahnt hat.“*

Jetzt wird auch erkennbar, warum der Erste Weltkrieg in der deutschen Erinnerungskultur eher eine Nebenrolle spielt: Wichtiger sind die kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte des Kaiserreichs und mit der Geschichte des Nationalsozialismus; letztere hat seit einigen Jahren praktisch die gesamte öffentliche Erinnerungskultur dominiert. Für den Krieg selbst blieb damit wenig Platz.

## Und nun?

In der öffentlichen Wahrnehmung hat das Buch von Christopher Clark eine entscheidende Veränderung der Wahrnehmung dieses Krieges verursacht, rein formal allein dadurch, dass er den Entwicklungen in Serbien eine besondere Aufmerksamkeit zuteil werden ließ, und damit den Fokus auf ganz andere Aspekte verschob. Was oft übersehen wird: Clark hat auch einige wichtige erkenntnistheoretische Überlegungen in seine Arbeit einfließen lassen. Er schreibt gleich zu Beginn seines Buches:

*„Ein Historiker, der den Ursprung des Ersten Weltkriegs untersucht, stößt auf mehrere Probleme. Das naheliegendste Problem ist das Überangebot an Quellen. (...) Überdies bestehen immer noch beträchtliche Wissenslücken. Ein Teil der wichtigen Kommunikation zwischen Hauptakteuren spielte sich verbal ab und ist nicht*

*dokumentiert. (...) Die außerordentlich enge Verflechtung der Krise ist ein weiteres Kennzeichen. Die Kubakrise war schon komplex genug, dabei waren nur zwei Hauptakteure daran beteiligt ... Eine Darstellung, wie der Erste Weltkrieg zustande kam, muss hingegen die multilateralen Interaktionen von fünf autonomen, gleichwertigen Akteuren ... berücksichtigen. ... Verkompliziert wird das Ganze durch die Tatsache, dass die politischen Entscheidungsprozesse in den von der Krise betroffenen Staaten häufig alles andere als transparent sind.“*

*Die erhaltenen Quellen präsentieren uns somit ein Wirrwar aus Versprechungen, Drohungen, Plänen und Prognosen – genau dies ist nicht zuletzt der Grund dafür, dass der Kriegsausbruch auf so irritierend vielfältige Weise interpretiert wurde und wird.“ (Christopher Clark, Die Schlafwandler, Einleitung)*

Schon allein diese erkenntnistheoretischen Probleme verweisen auf einen Aspekt, der in der bundesdeutschen Debatte meist unterschlagen wird, weil er der Vorstellung einer Linie von Bismarck über Bethmann zu Hitler widerspricht: der Offenheit der Geschichte. Im Gegensatz zu den skizzierten bundesdeutschen Positionen gibt es – schon vor Clark – englische Historiker, die den Kriegsausbruch selbst als eine eher unwahrscheinliche Variante betrachten. Clark schreibt dazu in seiner Einleitung:

*„In einer der interessantesten jüngeren Publikation über diesen Krieg wird die These aufgestellt, daß er nicht nur keineswegs unvermeidlich, sondern tatsächlich „unwahrscheinlich“ gewesen sei – zumindest bis zu seinem Ausbruch. Daraus würde folgen, dass der Konflikt nicht die Konsequenz einer langfristigen Verschlechterung der Beziehungen war, sondern kurzfristiger Erschütterungen des Systems.“ (Clark, Schlafwandler, Einleitung)*

Oder, um es mit den Worten des zitierten Buches zu sagen:

*„Den Ersten Weltkrieg als das Ergebnis einer Serie von schwerwiegenden Fehlern einer vergleichsweise kleinen Gruppe von Diplomaten, Politikern und militärischen Führern zu verstehen, ist elementar verschieden in seinen Implikationen gegenüber einer Interpretation des Krieges als eines automatischen Ergebnisses einer Geisteshaltung einer europäischen Generation vor 1914.“ (Afflerbach, Improbable War).*

Eine solche Vorstellung ist auch nicht vereinbar mit der Annahme eines aggressiven, militärisch aufgeladenen deutschen Reiches, das vor 1914 von einer diplomatischen Panne in die nächste stolperte und am Ende nur die Chance in einem fragwürdigen Krieg

fand – Hans-Ulrich Wehler benutzt in diesem Zusammenhang nicht zufälligerweise den Begriff der Hybris.

Für einen Historiker wie Clark verbietet sich demnach auch eine einfache Schuldzuweisung. Was, wenn wir den falschen Schuldigen finden, fragt er am Ende seines Buches und noch problematischer, eine solche Suche arbeitet automatisch mit Vorannahmen (in diesem Punkt zitiert er übrigens Paul Kennedy).

Darstellungen wie die von Clark folgen einer Perspektiven, die in der englischsprachigen Forschung weit verbreitet ist. Sie wählt weitgehend einen multiperspektivischen Ansatz. Das bedeutet dann auch einen vergleichenden Ansatz, der etwa hervor treten lässt, dass nicht allein das Deutsche Reich mit innenpolitischen Problemen zu kämpfen hatte, sondern andere Akteure oft noch mehr. In England befürchtete man etwa im Sommer 1914 massive innenpolitische Probleme, außerdem war der Irland-Konflikt immer noch nicht gelöst. Das folgende Zitat könnte auch von Fischer stammen:

*„Ein schöner großer Krieg könnte sich als sehr nützlich erweisen, um mit dem sozialistischen Unsinn Schluss zu machen und würde wahrscheinlich auch all diesen Arbeiterunruhen eine Ende setzen.“ (Adam Hochschild, der Große Krieg, 106)*

Er stammt aber aus England, von einem englischen Offizier. Wie wäre wohl die englische Geschichte weiter gegangen, wenn nicht die Mittelmächte den Krieg verloren hätten, sondern die Alliierten? Wie würden wir heute Großbritannien bewerten?

Warum also ist Clark heute bekannt geworden mit seinem Text, obwohl ähnliche Ansätze schon einige Jahre älter sind? Hier mag das Gedenkjahr eine wichtige Rolle spielen, aber der Clarksche Ansatz hat noch etwas anderes, bedrückendes. In seiner Perspektive ist die Zeit direkt vor dem Ersten Weltkrieg nicht weit entfernt, sondern zeichnet sich im Gegenteil durch ein hohes Maß an Aktualität aus. Wichtige „Krisenherde“ der Gegenwart bzw. der letzten 20 Jahre stehen im Zusammenhang mit der Vorgeschichte des Krieges und seinen direkten Folgen. Die mit der Zweiteilung Europas gefundene Lösung für territoriale, kulturelle und ethnische Konflikte funktionierte und funktioniert plötzlich nicht. Die vermeintliche Sicherheit, dass alles, was bisher funktioniert hat, auch in Zukunft funktionieren

Die in Deutschland favorisierte Fokussierung auf Kontinuitätsaspekte, die strukturellen Probleme des Reiches und die Kriegsschuldfrage hat aber vor allem etwas ausgeblendet, das in der westeuropäischen Auseinandersetzung mit dem Krieg immer eine wichtige Rolle gespielt hat: Den Krieg als ein tiefgreifendes kulturelles, soziales und politisches



Geschehen zu betrachten, das die Welt nachhaltig und bis heute verändert hat, ein Geschehen zudem, das in dieser Form von niemanden erwartet wurde. Wenn der Krieg nicht das Ergebnis der mehr oder zielstrebigen Politik einer oder weniger Mächte war, sondern eine europäische Gesellschaft getroffen hat, die der Meinung war, das Thema Krieg dauerhaft gelöst zu haben, zumindest eines großen Krieges, dann wird alles plötzlich nahe und wirkt erschreckend aktuell. Hatte die Fischer-Debatte die gesellschaftlichen Sinne für die Schwächen und Tücken des kaiserzeitlichen Deutschland geschärft, so kann die heutige Auseinandersetzung mit dem Krieg die Sinne schärfen für die Gefährdungen unserer aktuellen europäischen Ordnung.

Ein Aspekt, der oft nicht beachtet wird, ist ein ganz anderer: Warum dauerte der Krieg eigentlich so lange? Die Annahme fast aller Kriegsbeteiligten am Anfang des Krieges bestand darin, dass der Krieg nur wenige Monate dauern würde. Aber schon nach einem Monat war klar, dass dies eine Fehlannahme war. Und dennoch ging er weiter. Es fehlte, insbesondere auf deutscher Seite, nicht an Friedensinitiativen, aber diese schlugen alle fehl. Es gab auch von Seiten der Soldaten Versuche, den Krieg gewissermaßen zu unterlaufen. Aber auch diese schlugen fehl. Die Erklärung lautet allgemein, dass nach den hohen Verlusten der ersten Kriegsmonate niemand mehr bereit war, diesen Krieg ohne eigenen Erfolg zu beenden. Es spricht aber auch einiges dafür, dass für die Alliierten schon früh feststand, den Krieg bis zur endgültigen Niederlage des deutschen Reiches weiter zu führen.

## Der Krieg der einfachen Leute

Zudem bietet die aktuelle Debatte die Chance, den Krieg und seine Facetten neu zu entdecken – in Deutschland vielleicht wirklich das erste Mal. Ich möchte das an ein paar regionalen Beispielen erläutern, die aber, das ist hier besonders wichtig, eben nicht nur regionale Fallbeispiele oder kleine Abweichungen bekannter Strukturen oder Entwicklungen sind, sondern uns helfen, diesen Krieg in seiner Bedeutung für die damaligen Menschen und Gesellschaften besser zu verstehen, ihm damit auch ein wenig näher zu kommen.

Die Anregung, sich auf eine neue Weise mit dem Krieg auseinander zu setzen, haben wir in Hannover von meinem Osnabrücker Kollegen Christoph Rass erhalten. Seine zentrale Frage war: Wenn der Tod von Millionen von Menschen eines der zentralen Kennzeichen dieses Krieges war, ist einerseits die Frage wichtig, wer denn diese Toten überhaupt waren und was ihr Tod für Folgen hatte – und zwar nicht für den Krieg, bzw. die Front

oder die Armee – sondern für die Familien und Freundeskreise. Diese Fragen lassen sich aber nur exemplarisch beantworten, nicht grundsätzlich und allgemein. Und wenn wir uns dann die Toten exemplarisch ansehen, was sagt das uns über den Krieg, die Kriegführung und die damalige Gesellschaft aus?

Kurz, seit einem Jahr betrachten wir genauer die Gefallenen, die Toten des Krieges und zwar für ausgewählte Orte. Rass hat die beiden Städte Aachen und Osnabrück genauer betrachtet, wir die wesentlichen kleineren Städte Bückeburg und Rinteln. Die erste Herausforderung bestand darin, die Namen der Gefallenen zu ermitteln. Die militärischen Akten für die preußische Armee sind am Ende des Zweiten Weltkriegs vernichtet worden. Was bleibt, sind die standesamtlichen Unterlagen, die aber teilweise ihre Tücken haben. Immerhin konnten wir folgende Daten ermitteln: Name des Gefallenen, Geburts- und Wohnort (nicht aber die genaue Adresse), Beruf; Name des Vaters und dessen Beruf, Einheit, in der er beim Tod gedient hat, Todesort, teilweise auch die Todesart (wobei diese Angaben sehr ungenau und teilweise fragwürdig sind).

Wieviele Menschen sind eigentlich während des Krieges gestorben? Diese Frage ist keineswegs einfach zu beantworten, noch am ehesten für die Soldaten. Die offiziellen Daten für Deutschland sehen wie folgt aus (alles nach Bessel, *Germany after War*, 5 f). Am Vorabend des Krieges hatte Deutschland 800.000 Soldaten unter den Waffen oder 1,18 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Im August 1914 waren es schon knapp 3 Millionen, von denen die Hälfte bei den Fronttruppen war, im Januar 1915 betragen die Werte 4,3 bzw. 2,6 Millionen. 1917 waren es insgesamt 7 Millionen Mann, von den 5 Millionen bei den Kampftruppen waren. Insgesamt dienten bei den deutschen Armeen von August 1914 bis Juli 1918 13,1 Millionen Soldaten, das war ziemlich genau ein Fünftel der deutschen Bevölkerung! Richard Bessel, der diese Zahlen am besten zusammen gestellt hat, verweist auch auf die hohe Fluktuation durch Tod, Verwundung, Krankheit oder Gefangenschaft. 4,8 Millionen Soldaten wurden verwundet, 14 Millionen waren krank, fast 2 Millionen starben, davon 1,9 Mio. in den Armeen, knapp 35.000 in der Marine und 1.185 in den Kolonien; hinzu kommen 100.000 Mann, über deren Schicksal nichts weiter bekannt ist.

Von den 10 Mio. Soldaten, die zwischen August 1914 und Juli 1914 im Fronteinsatz waren, mußten zwischendurch wegen Verwundung oder Krankheit ausgetauscht werden. Drei Viertel der Verwundeten wurden nach ihrer Genesung wieder eingesetzt.

Schon Bessel hat darauf hingewiesen, dass die Soldaten keineswegs dauernd im

Fronteinsatz waren, sondern selbst bei den Fronttruppen ein dauernder Wechsel zwischen Kampfeinsatz bzw. Einsatz an der Front, rückwärtigen Gebieten, Verwundung, Wechsel zwischen den Fronten oder auch Versendung nach Deutschland, um in der Produktion eingesetzt zu werden. Wir wissen auch etwa, wie die Altersverteilung der Gefallenen war: Von 1,7 Mio. Toten liegen Daten vor, danach waren die höchsten Verluste in der Altersgruppe der 21 bzw. 24jährigen.

Bemerkenswert ist die zeitliche Verteilung. Die meisten Gefallenen gab es im Jahr 1915, nicht 1916 als die bis heute unser Bild vom Krieg prägenden Schlachten bei Verdun und an der Somme geschlagen wurden. Noch anders sieht das Bild aus, wenn wir die täglichen Verluste umrechnen. Dann fielen in den Monaten des Jahres 1914 täglich fast 1600 Soldaten, 1915 waren es knapp 1200, 1916 932, 1917 noch 770 und dann erst 1918 mit der großen deutschen Offensive wieder deutlich über 1000 Mann. Wir müssen unser Bild also in diesem Punkt ändern: Nicht die "großen" Schlachten, sondern andere Phasen des Krieges kosteten die meisten Soldatenleben, besonders die Phasen deutscher Offensiven zu Beginn und am Ende des Krieges!

Die höchste Verlustquote wurde im September 1914 erreicht, als insgesamt 16,8 % der Soldaten als nicht dienstfähig erfasst wurden – also alle, die gefallen, vermisst oder schwer verwundet worden waren. Die Zahl der Gefallenen lag in diesem Monat bei 2 %! Im Oktober 1914 sank der Satz auf „einen immer noch sehr hohen Satz von 10,1 Prozent ab“ (Ziemann, Gewalt). Derart hohe Verluste wurden in den folgenden Jahren nie wieder erreicht, im Juli und August 1916, während der Schlachten an der Somme und vor Verdun, betrug die entsprechenden Werte 5,9 und 6,1 %, die Zahl der Gefallenen lag bei 0,8 %. Ziemann schreibt in seinem neuen Buch über Gewalt dazu:

*„Die Soldaten hatten ersichtliche Schwierigkeiten, diese extrem tödliche Realität der ersten Phase des Bewegungskrieges in Worte zu fassen.“*

Können wir bei den allgemeinen Daten noch auf die Informationen der deutschen Statistik zurück greifen, so wird es bei weiter gehenden Fragen schwierig, da die grundlegenden Informationen über die preußischen Soldaten - im Gegensatz zu den bayerischen! - vernichtet wurden. Es gibt allerdings eine Quelle, die prinzipiell alle Verluste, Gefallene, Verwundete, Vermisste, erfasst hat, das sind die sogenannten Verlustlisten, die schon während des Krieges veröffentlicht wurden. Sie werden seit einigen Jahren von engagierten Laien systematisch erfasst. Hinzu kommen weitere Quellen wie die Daten auf Denkmälern und die schon erwähnten

Standesamtseintragungen.

In unseren beiden Untersuchungsgemeinden Rinteln und Bückeberg konnten wir 244 Gefallene (Rinteln) und 167 (Bückeberg) ermitteln. Wie Sie sehen, bestätigen diese lokalen Daten in etwa auch die allgemeinen Daten. Die meisten Soldaten fielen in den ersten Monaten, danach gingen die Werte kontinuierlich zurück, um erst 1918 wieder deutlich anzusteigen - zumindest in Rinteln, in Bückeberg blieben sie 1918 relativ niedrig.

Wir haben zudem die Todesorte in eine Karte eingetragen. Beide Kartenbilder zeigen, dass die Zahl der Gefallenen im Westen besonders hoch war, aber zugleich, wie viele auch im Osten kämpften, wo kein Stellungskrieg stattfand, sondern ein Bewegungskrieg, so dass es - mit Ausnahme Tannenbergs - keine besonderen Orte der Erinnerung und des Gedenkens gab. Aber es starben auch Soldaten in der Heimat, meist in Lazaretten, zuweilen dicht an ihren Heimatorten.

Die mitgeteilten nüchternen Zahlen können auch Hinweise liefern, weshalb die Gesellschaft so lange bereit war, die hohen Verluste in Kauf zu nehmen. Aus der Sicht einer Kleinstadt wie Bückeberg oder Rinteln, jeweils knapp über 5000 Einwohner groß waren vielleicht fünf, sechs gefallene Soldaten gar nicht so viel. In einem nur 400 Einwohner großen Dorf wie Hösseringen, das wir auch untersucht haben, starben sogar in den ersten beiden Kriegsjahren gar keine Männer, der Krieg blieb also teilweise über Wochen oder Monate ein fernes Ereignis. Aber diese statistischen Daten sind auch trügerisch, denn sie verbergen das Leid, das sich hinter den nüchtern Zahlen verbarg und das in der deutschen Erinnerungskultur bislang nur selten Platz gefunden hat.

Einen besonderen Fund hat eine meiner Studentinnen in Bückeberg gemacht - ein fein mit einem Eisernen Kreuz und dem Text Feldpost 1914 bestickten Umschlag, in dem sich Briefe und Karten befinden. In dieser Mappe stoßen wir auf ein gebündeltes Maß an Leid. Die Bückeburger Bäckerfamilie hatte gleich zu Beginn des Krieges zwei Söhne als Soldaten, Carl und Ludwig, beide kämpften an der Westfront, und beide starben binnen eines Monats, der eine am 18.11., der andere am 18.12. In der Mappe befinden sich nun nicht nur die Briefe der beiden Söhne, sondern vor allem die vielen, weit über 60 Beileidsschreiben oder Kondolenzkarten von Freunden, Bekannten und Verwandten. Der Heldentod wird übrigens in den Schreiben selten bemüht, die Trauer, die Unfähigkeit, Trost spenden zu können, dagegen um so mehr. Trost wird im übrigen in der Religion gesucht, ohne Pathos. Eine der Briefeschreiberinnen verweist auch auf andere Fälle in ihrer Familie - alles schon um die Jahreswende 1914/15 herum.

Einer dieser Briefe beginnt mit folgenden Worten:

*Brinkhof, d. 2.1.15*

*Liebe Familie Faudt,*

*Tief erschütterten Herzens haben wir Ihre Mitteilung über den Verlust Eurer beiden innigst geliebten Söhne entgegen genommen. Als eine Familie Gottes und als Glieder des einen Leibes Christi; verbunden durch das Band des einen Geistes, fühlen auch wir mit euch den tiefen Schmerz, welcher Euch nach Gottes unerforschlichen (!) hat getroffen und bezeugen Euch hierdurch unsere innigste und aufrichtigste Teilnahme. Hier stehen wir und fragen: Herr warum? Warum hat der Herr unsere heißen Gebete und Flehen nicht in der Weise wie wir Ihm vertraut und auf Ihm gehofft, erhört. Ach mußte nicht auch einst der Psalmist klagen: Meinen Thränen sind meine Speise Tag und Nacht, auch Ihr werdet müde sein von Seufzen und Euer Lager netzen mit Euren Thränen, und der Feind wird auch Euch gewiß zuflüstern: Wo ist nun Dein Gott, dem Du vertraut. Es ist dieses für Euch und für uns Alle, eine schwere Glaubens Prüfung Gottes, die nach menschlicher Weise betrachtet, wohl auch den Starken könnte zu Falle bringen.*

Dies Material, und wir können davon ausgehen, dass es noch mehr solcher Mappen gibt, ist meines Wissens noch gar nicht ausgewertet worden. Dabei belegt es erneut die hohe Kommunikationsdichte während dieses Krieges. Und es lässt den Brief aus einer neuen Perspektiven entdecken.

Bekannt sind die Milliarden an Briefen, die insgesamt zwischen Front und Heimat ausgetauscht wurden. Die sich vermutlich auch durch den Krieg verdichtenden privaten Korrespondenzen vornehmlich der Trauer dagegen sind bislang vergessen worden.

## **Kein Schluss, ein Anfang**

Ich muss hier schließen, aber Sie ahnen es, die Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg, in Deutschland nahezu die Wiederentdeckung dieses Krieges, sollte nicht auf dies Jahr 2014 beschränkt bleiben, sie kann, nein, sie sollte münden in eine neue Annäherung an unsere Geschichte, die zugleich Teil einer europäischen Geschichte ist. Dabei vermischen sich Regionales und Globales auf nahezu untrennbare Weise miteinander. Das Bindeglied zwischen diesen beiden Seiten waren (und sind) die Menschen. Indem wir den Wegen der einfachen Soldaten folgen und denen ihrer

Familien entdecken wir zugleich auch die Geschichte unseres Landes und Europas auf eine neue, erschreckende und zugleich ermunternde Weise neu.

Ich danke Ihnen!